Nissen & Hartwig,
Leichenbestatter und Embalmers
Vollständige Arrangements für Begräbnisse werden auf Wunsch übernommen.
Schwarze und weiße Leichenwagen und schöne Kutschen zur Verfügung.
Aufträge per Telephon oder mündlich finden prompte Beachtung.
426 westl. 2. Straße, Telephon 774. Davenport, Ia.

Advokaten und Notare

Ficke & Ficke
Anwälte und Rechtskonsulenten.
Spezielle Aufmerksamkeit wird den Nachlässen, Finanzsachen und Grundeigenthums-Angelegenheiten betreffenden gesetzlichen Bestimmungen geschenkt. Kapitalanlagen auf hypothekarische Sicherheit.
228 westl. Dritte Straße.

Henry H. Jebens,
Advokat und Rechts-Anwalt.
Zimmer 21, Freimaurer-Tempel, Ecke Dritter und Main Straße.
Alle Rechts-Angelegenheiten und Regelung von Nachlässen etc. finden prompte Erledigung.

Henry Thünen, jr. Joseph Shorey
Thuenen & Shorey
Advokaten und Rechts-Anwälte.
Zimmer 23 u. 24 McManus Gebäude. Tel. 526. Davenport, Ia.

W. M. Chamberlin,
Advokat und Rechts-Anwalt
Zimmer 306-307-308, Central Office Building.
Tel. 28. Davenport, Ia.

Henry Vollmer,
Nachfolger von Schmidt & Vollmer,
Advokat und Rechts-Anwalt.
Geld zu verleihen zu billigen Zinsen.
Office: Nordwestecke 2. und Harrison Straße. Ueber der Iowa National-Bank. Davenport, Iowa.

C. C. Cook, Walter M. Balluff. Ruel B. Cook.
Cook & Balluff
Advokaten und Rechts-Consulenten
Office: No. 218 Main Straße.

FRED VOLLMER
Rechtsanwalt.
Persönl. Angelegenheiten, Schadenersatz und Kriminalfälle und allgemeine Rechts-Angelegenheiten. Tel. Dav. 513.
417-420 Lane Bldg.

Carroll Brothers,
Advokaten und Rechts-Anwälte.
Geschäftsführer der Davenport Abstract Company
Eigenes vollständiges Set Abstrakt-Bücher von Scott County, Ia.
Darlehen, Grundeigenthum, Versicherung.
Zimmer 301—304 Lane-Gebäude, 3. und Main Str.

C. F. Ruymann. Adolph Ruymann.
Ruymann & Ruymann
Advokaten und Rechts-Anwälte.
Zimmer 35-36-37, Schmidt Blds., Davenport, Ia.

Rechtsanwalt-Office
Chas. B. Kaufmann,
5. Flur, Security-Gebäude, (115 westl. 3. Straße), Davenport, Iowa.
Alle Spezialitäten des Advokatenstandes.
In der Leih-Abtheilung: Geldanlage besorgt in Farm-Hypotheken erster Güte.
Beistand-Anwälte: C. C. Wilkis, Joseph Foran, J. G. Emerson, Nicholas Beser.
— Deutsch gesprochen. —

Seine Tochter.

Roman von W. L. Alden.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold.

(Fortsetzung.)

„Kann ich jemals in der Oper oder in einem Konzert oder irgendwo als Sängerin von Beruf auftreten? Weshalb suchen Sie meine Empfindungen zu schonen? Ich habe Ihnen doch gesagt, ich verlange die Wahrheit."

„Ich wollte, ich könnte Ihnen eine höfliche Lüge sagen," entgegnete Fairchild, „aber das kann ich nicht. Leider muß ich gestehen, daß Ihre Stimme für eine Sängerin von Beruf schwerlich ausreicht, aber meinen Sie nicht, daß sie mit der Zeit noch kräftiger werden könnte?"

„Ich danke Ihnen," antwortete das junge Mädchen. „Sie sind ehrlich gegen mich gewesen, und das war es, was ich haben wollte. Wenn dieses Vierteljahr vorüber ist, werde ich mit dem Unterricht aufhören. Sehen Sie, wir bezahlen im Voraus, und der Maestro würde sich für betrogen halten, wenn er um die ihm noch gebührenden Gelegenheiten, mich zu schelten, gebracht würde. Ich werde nach Hause gehen und versuchen, mir mein Brot ehrlich auf eine Weise zu verdienen, die meinen Anlagen entspricht, und wenn ich Gelegenheit finde, andere junge Mädchen vor dem Irrthum zu bewahren, hierher zu kommen und nutzlose Versuche zu machen, so werde ich das thun."

„Wenn Sie das unternehmen," entgegnete Fairchild, „werden Sie sich im ganzen Lande verhaßt machen. Ich entsinne mich, daß es in meinem Geburtsorte ein beinahe todeswürdiges Verbrechen war, anzudeuten, nicht jedes junge Mädchen sei eine geborene Primadonna."

Als der Unterricht vorüber war, ging Fairchild mit Miß Hoskins und den fünf Amerikanerinnen nach Hause. Emmy war in der besten Laune, und wenn Fairchild nicht beim Unterricht zugegen und Ohrenzeuge der Bemerkungen des Maestro gewesen wäre, hätte er sich einbilden können, sie kehre von einem glänzenden Triumphe zurück.

„Ist das, was ich gesehen habe, eine wirkliche Probe von Signor Santinis Unterrichtsweise?" fragte er.

„Manchmal schilt er uns etwas weniger, aber nur, wenn er müde ist und die Stunde sobald als möglich beenden möchte. Seine Frau und die Hilfslehrer, mit denen er uns üben läßt, die ertheilen den eigentlichen Unterricht. Ich kann wirklich nicht sagen, daß ich von ihm selbst irgend etwas gelernt hätte."

„Weshalb in aller Welt bezahlen Sie ihn denn aber für seinen Unterricht?"

„Weil es ein großer Vortheil ist, wenn man sich als Schülerin Santinis bezeichnen darf. Er hat in den letzten sechszig Jahren sämmtliche großen italienischen Sängerinnen ausgebildet. Wie nennt man doch das Zeichen, das englischen Silberwaaren aufgedrückt wird?"

„O, Sie meinen wohl den Stempel der Goldschmiede-Innung, die Hallmarke?"

„Sehen Sie, sich eine Schülerin Santinis nennen zu dürfen, ist die beste Hallmarke, die eine Sängerin haben kann, und dann dürfen Sie nicht vergessen, daß seine Gehilfen wirklich ausgezeichnete Lehrer sind, und sie sind obendrein sehr billig. O, wenn man in Signor Santinis Akademie etwas lernen will, so kann man das ohne Schwierigkeit erreichen."

Die Eingangsthür zu Hopkins' Wohnung würde wie gewöhnlich von diesem selbst geöffnet, wobei er Fairchild mit einer sonderbar frohlockenden Miene ansah.

„Nun, haben Sie Emmy endlich singen hören?" fragte er. „Ich will nicht fragen, was Sie darüber denken, denn ich möchte Sie nicht nöthigen, mir etwas Angenehmes zu sagen, aber ich weiß sehr wohl, Sie werden mir nun zugeben, daß das junge Mädchen Stimme hat. Denken Sie an das, was ich Ihnen sage. Es wird keine drei Jahre dauern, und auch keine zwei, so wird Emmy die größte Gage von allen Opernsängerinnen in Europa haben, und der Mann, der sich das Recht erwirbt, ihre Photographie zu verkaufen, wird im Handumdrehen Millionär werden. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß Sie ihre höchste Leistung noch nicht kennen. Wenn sie dort in der Akademie oder hier im Hause singt, arbeitet sie sozusagen nur mit halbem Dampf. Das muß sie thun, sonst würde das Dach in die Luft fliegen, und alle Fenster würden zerspringen. Ich habe Ihnen in Venedig gesagt, sie habe Stimme, und jetzt wissen Sie, daß ich Ihnen nichts vorgeflunkert habe."

Viertes Kapitel.

Nach vierzehn Tagen war Fairchild mit Miß Hoskins verlobt. Ursprünglich hatte er nur vierundzwanzig Stunden in Mailand bleiben wollen, aber er hatte seine Abreise von Tag zu Tag verschoben. Zu Hoskins fühlte er sich ehrlich hingezogen, und das augenscheinliche Vergnügen, das der alte Mann an seiner Gesellschaft fand, schmeichelte ebenso seiner Selbstachtung, als es ihn rührte. Die jungen Amerikanerinnen belustigten ihn, indem sie ihn einen Blick in eine Welt thun ließen, wovon er bisher noch nichts gewußt hatte. Miß Hoskins aber hatte ihn vollständig in ihre Bande geschlagen. Was ihn eigentlich so stark an sie fesselte, konnte er nicht sagen. Ihre Schönheit war es nicht, denn als er ihr zuerst begegnet war — an jenem Abend in Venedig — hatte er ihre Schönheit vollkommen anerkannt, aber sie hatte nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Auch ihr Geist war es nicht, denn obwohl er sie viel geistvoller gefunden hatte, als er es von einer Tochter Hoskins' erwarten konnte, so wußte sie doch von den Dingen, die ihn anzogen, sehr wenig und hatte noch weniger Interesse dafür. Ebenso wenig war es ihr Gesang, denn ihre Stimme hatte für ihn etwas eigenthümlich Abstoßendes, so daß er immer einen Schreck bekam, wenn er sie an's Klavier gehen sah.

Sie hatte ihn dadurch gewonnen, daß sie ihn in den Glauben versetzte, sie liebe ihn. Wenn sie allein mit ihm war, so war sie weich, anschmiegend und vertraulich, so daß er wähnte, sie enthülle ihm allein ihr wahres Selbst, und dieser Gedanke schmeichelte ihm ganz außerordentlich. Dem Rest der Welt gegenüber war sie ehrgeizig, kampfbereit und mißtrauisch, ihm gegenüber jedoch das gerade Gegentheil. Zu ihm allein kam sie, wenn sie des Rathes bedurfte, und sein leisester Wunsch schien ihr Gesetz zu sein, so daß er gar nicht anders konnte, als das schöne Weib das ihm so rückhaltlos ergeben war, lieben. Der Gedanke, daß sie ein gemeinsames Geheimniß hatten — das Geheimniß ihres wahren Selbst — erfüllte ihn mit süßem Stolz. Wenn andere Männer, gerade wie er selbst im Anfang, sie für kalt, hart und selbstsüchtig hielten, so freute er sich darüber. Niemand kannte sie, und Niemand sollte sie je kennen lernen, als er selbst. Das, was andere ihr kaltes und abstoßendes Wesen nannten, war nur ihre Waffe gegen die Welt, und jetzt, wo sie sich in ihre Verschanzung eingelassen hatte, in ihr innerstes Herz, hätte er, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Wälle gern höher und stärker und in jeder Hinsicht unüberwindlich machen mögen.

Eins beunruhigte ihn indessen etwas. Miß Wilson, mit der er, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht, auf ganz freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, ging ihm in der letzten Zeit aus dem Wege. Emmy erklärte das damit, daß das junge Mädchen über das Mißlingen ihrer musikalischen Bestrebungen enttäuscht sei, und daß sie von ihrem krankhaft empfindsamen Gewissen gequält werde. Fairchild nahm diese Erklärung als wahrscheinlich hin, trotz alledem aber ärgerte es ihn, daß ihn irgend Jemand vermied, und nun gar ein junges Mädchen, das er gern hatte. Mit Entrüstung würde er jede Andeutung zurückgewiesen haben, es sei sein Wunsch, daß sich alle diese Amerikanerinnen in ihn verliebten, und doch war es ganz entschieden richtig, daß ihn ihre Gleichgiltigkeit gegen seine Verdienste verdroß.

Eines Nachmittags, als Emmy in ihre Singstunde gegangen war, schlenderte Fairchild in den Dom. In einer der Kapellen des Querschiffs wurde eine Messe gelesen, und der Schein der Kerzen, der Duft des Weihrauchs und die fromme Haltung der Andächtigen berührten sein ästhetisches Empfinden angenehm. Als er der Kapelle näher kam, war er überrascht, Miß Wilson unter den knieenden Frauen zu sehen. Da er ganz nahe stand, als sie sich erhob, erkannte sie ihn, während er sah, daß sie geweint hatte, und daß in ihrem Gesicht ein Ausdruck des Leidens lag, der es mehr als je durchgeistigte und verschönerte.

Ohne zu sprechen, standen sie sich einen Augenblick gegenüber.

„Ich wußte nicht," flüsterte Fairchild endlich, „daß Sie katholisch sind. Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie in Ihrer Andacht gestört habe."

„Ich bin Protestantin," erwiderte sie, „aber dies ist ja doch eine Kirche, und ich bin eingetreten, weil ich mich sehr unglücklich fühle. Und nun hat Gott mein Gebet erhört und Sie zu mir gesandt. Wollen Sie so gut sein und etwas mit mir zur Seite treten, damit wir sprechen können, ohne diese Leute zu stören?"

Bei diesen Worten ging sie nach einer in einiger Entfernung stehenden Bank voraus und machte Fairchild ein Zeichen, sich an ihre Seite zu setzen.

„Mr. Fairchild," begann sie, „ich muß eine Frage an Sie richten, denn ich habe Niemand anders, an den ich mich wenden könnte. Der liebe Mr. Hoskins würde mir helfen, wenn er dazu imstande wäre, aber dies ist eine Angelegenheit, in die ich ihn nicht hineinzuziehen wage. Versprechen Sie mir, daß Sie mir eine vollkommen ehrliche Antwort geben wollen."

„Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, Ihnen zu helfen," antwortete Fairchild. „Sie können mir unbesorgt trauen."

(Fortsetzung folgt.)

— Am 26. April hat Washington den Engländern mit Krieg gedroht. Wie ernst die Briten diese Drohung nahmen: sie haben bis heute noch nicht geantwortet.

Fetisch.

Roman von Margarethe Böhme.

Nach sechs lauen, dunklen, nassen Werktagen hatte der Himmel am siebenten die Regenwolken von der Stirn gewischt und blickte lachend, in sonniger, leuchtender Bläue auf die frühlingsfrische sonntägliche Erde nieder. Von der Pfarrkirche herab läuteten die Glocken das Hochamt ein; eine gab den Ton an, tief und voll, wie eine weiche, klingende Altstimme, darüber schwebten in silbernen Sopranen die anderen Glocken; seltsam feierlich und zwingend tönte das metallisch melodiöse Gewoge durch die stille, reine, warme Morgenluft.

Im Garten des Lehrers Junker blitzte noch der Thau auf der kreisrunden Rasenbleiche, und die Rosenblätter waren noch wie mit einem feinen Netz von winzigen Silberperlchen überzogen. Es dauerte immer lange, bis die Sonne die dichten Baumkronen, die den Garten beschatteten, durchdrungen und die Feuchtigkeit des Bodens aufgesogen hatte. Deshalb gediehen in diesem Theil des Gartens auch keine Blumen, desto saftiger aber grünte der Rasen, und die Kirschbäume bogen sich unter der Ueberfülle ihrer rothen, schwellenden Früchte.

Junker hatte bereits in der Frühmesse seiner sonntäglichen Seelenpflicht genügt. Das schwarze Seidenkäppchen auf dem stark gelichteten Haar, die lange Pfeife in der Hand, durchschritt der alte Herr den Garten, band eine vorwitzige Wildweinrebe, die sich vom Mauerspalier gelöst hatte, fest, zählte die Pfirsiche an den jungen Bäumen, verscheuchte mit einem langgezogenen Sch — schsch — die Spatzen, die sich an den Kirschen gütlich thaten, und erwog dabei in Gedanken, wie viel Centner der süßen Frühfrucht man heuer wohl an die Waage bringen könnte. Nachdem er ein paarmal einen Rundgang gemacht hatte, trat er durch die Pforte, die den Garten mit einem Nachbargrundstück verband, in den anstoßenden, sauber gehaltenen Blumengarten, der im Halbbogen die Hinterseite der kleinen, properen Villa der Frau Martha Immenthal umgab.

Herr Junker stieg die Stufen der Veranda hinauf, wo die alte Dame in ihrem Armstuhl saß und an einem weißen wollenen Rock häkelte. Als sie Junker gewahrte, nickte sie ihm munter zu: „Guten Morgen, lieber Magister! Das ist nett! Nehmen Sie Platz. Ich sah Sie schon eine Weile in ihrem Eldorado! Gott, ist das ein Segen heuer! Das Herz geht einem auf, wenn man so in die rothe Pracht hinüberschaut."

Junker räusperte sich, indem er sich etwas umständlich auf den dargebotenen Lehnsessel niederließ. Der stereotype Zug von Mißvergnügen, der seinen durchfurchten Zügen gleichsam eingemeißelt schien, trat momentan noch schärfer hervor.

„Nun — ja. Zeugs genug. Ende dieser Woche können wir pflücken. Aber die Kirschen haben ja in diesem Jahre keinen Preis. Acht Pfennig das Pfund. Das ist consequent so: Hat man viel, so kosten sie nichts. Sind sie gut im Preise, so ist wieder nichts da zum Forttragen."

„Oder umgekehrt, Magisterchen," lachte Frau Immenthal. „Sind die Kirschen billig, so hat man viele zum Verkaufen, ist wenig gewachsen, so kriegt man sie desto theurer bezahlt. Es kommt immer darauf an, von welcher Seite man die Dinge betrachtet. Und ich meine, so die eigentliche Lebenskunst läge darin, immer die lichte Seite herauszufinden und grad dahin zu schauen, wo just des lieben Herrgotts Sonne drauf fällt; meinen Sie nicht auch, lieber Nachbar?"

Der Lehrer antwortete nicht. Er zündete seine Pfeife eben an und paffte schweigend ein paar Rauchwolken von sich.

„Nichts Neues?" fragte er nach einer Weile.

„Nicht, daß ich wüßte. Oder doch — aber das wissen Sie jedenfalls, daß Ihr Bruder, Herr Theodor Junker, auf den Tod krank liegt."

„Ich habe etwas davon läuten hören. Na — 's wird auch so gefährlich nicht sein, wie's die Leute machen —"

„Doch wohl. Er soll heute früh versehen sein und die letzte Oelung empfangen haben —"

„Unkraut vergeht nicht so leicht — und wenn — — was geht's mich an. Wir kriegen doch nichts."

Die alte Dame ließ das Strickzeug in den Schooß gleiten und blickte Junker groß an. Eine wunderbar leuchtende Kraft lag in den Augen der Sechzigjährigen, ein Glanz, um den sie manche Dreißigjährige beneiden konnte.

„Nun — sagen Sie mir einmal, Nachbar Junker, was haben Sie denn eigentlich mit Ihrem Bruder? Wir kennen uns nun schon an zwanzig Jahre, und solange wir Nachbarn sind, waren wir gute Freunde und haben Vertrauen zueinander gehabt und einander in Noth und Tod beigestanden, so gut es ging, aber solange ich Sie kenne, habe ich noch nicht ergründet, weshalb Sie diesen — nehmen Sie's nicht übel — unchristlichen Groll gegen Ihren Bruder hegen."

Junker lachte durch die Zähne. „Hm — eigentlich haben wir niemals etwas mit einander gehabt, und jemand Fremdes wird schwerlich verstehen, wie sich allmählich solcher Haß in mir aufspeichern konnte. Der Grund liegt tiefer als wie in äußeren Anlässen. Ich war schon 10 Jahre alt, als mein Vater die reiche zweite Frau vom Niederrhein in's Haus brachte. Ich war von klein an übersireng gehalten, bekam täglich mehr Verhaltungsmaßregeln als Bissen Brot, wurde überhaupt, was Essen und Kleidung anbelangte, nach spartanischem Muster erzogen, durfte selten spielen und erhielt für die kleinste Unart eine Tracht Prügel, die nicht von Pappe war. Als die Stiefmutter kam, wurde es noch schlimmer, aber ich war so abgebrüht, daß ich mir daraus kaum etwas mehr gemacht hätte, wenn ich nicht täglich das Gepäppel mit dem ein Jahr nach der zweiten Heirath meines Vaters geborenen Jungen — eben dem Theo — vor Augen gehabt hätte. Wenn ich das ansah, wie der Bengel von beiden Eltern verhätschelt und verzogen wurde, wie man ihm jeden Wunsch vom Munde ablas, ihn in Watte wickelte und mit Näschereien fütterte — na, da lief mir eben die Galle über. — Ich versichere Sie, Tante Immenthal, ich konnte nie einem Thier etwas zuleide thun, aber damals waren oft böse Gedanken in meiner Seele. Und wenn ich gewußt hätte, daß es erst am jüngsten Tage herauskäme — ich hätte dem Bengel weiß Gott was angethan. Ich war von Kind an ehrgeizig, in der Schule immer der erste, und wünschte nichts Sehnlicheres, als zu studiren. Aber Vater hatte kein Geld, und von der Stiefmutter Vermögen durfte ja beileibe kein Pfennig dem lieben Thedel verloren gehen. Statt auf die Universität mußte ich auf's Schullehrerseminar ziehen. Und als ich schon sieben Jahre auf einem kleinen Nest des Hunsrückens saß und für neunhundert Mark Gehalt und freie Wohnung den Bauernbuben Weisheit einpaukte, zog Bruder Thedel als flotter Studio nach Leipzig, studirte zwei Semester Medizin, zwei Jus, eins Philosophie und ging dann mit seinem von den inzwischen verstorbenen Eltern ererbten Vermögen nach Amerika. Dreiundzwanzig Jahre habe ich dann keine Silbe von ihm gehört, aber just in dem Jahr, als ich meines Augenleidens wegen pensionirt wurde und hierher zurückkehrte, kam Theodor als Krösus aus Amerika und siedelte sich ebenfalls hier in seiner Vaterstadt an. Schon vorher hatten großstädtische Architekten die Marmorvilla oben nach eingesandten Plänen von ihm erbaut und eingerichtet, so daß Alles fertig stand, als er einzog. Meine Frau war damals eben gestorben, und ich wartete Wochen und Monate auf die Antrittsvisite meines Stiefbruders. Als er immer sich noch nicht sehen ließ, ging ich hinauf. Kam mir hart genug an, aber Theodor war unverheirathet heimgekehrt, und um der Kinder willen überwand ich mich und that den ersten Schritt. Er empfing mich denn auch höflich und zeigte mir seine Einrichtung, seine überfeeischen Raritäten, seine kostbaren Gemälde und Kunstschätze, seinen Wintergarten voll Palmen und seine Volière mit exotischen Vögeln. Das war so weit Alles schön und gut, als ich aber gehen wollte, gab er mir mit trockenen Worten, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, zu verstehen, daß ihm an einem Verkehr nicht viel gelegen sei. Er sei kränklich, liebe seine Ruhe und Einsamkeit über Alles und wünsche nichts, als daß man ihn ungeschoren und in Frieden lasse. Wie ich damals nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht. Eine fürchterliche Wuth gährte in mir, und damals that ich den Schwur: „Nie wieder einen Finger nach ihm ausgestreckt. Und wenn er am Verrecken läge und bäte mich um einen Trunk kalten Wassers! — Nein! — Ich habe keinen Bruder. Der da oben ist mir weniger als ein Wildfremder .... den — den zähle ich nicht mehr als den Schmutz unter meinen Schuhen —"

„Na, na, na, Nachbar! 's wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird. Daß Herr Theodor Junker ein Sonderling und ein menschenscheuer Einsamkeitsfanatiker ist, weiß ja alle Welt. Aber, du lieber Himmel, wer kann wissen, welche Erfahrungen und Schicksale ihn zum Menschenfeind gemacht haben. Natürlich war das keine sehr liebenswürdige Art von Ihrem Bruder; wie aber die unhöfliche Bemerkung das ausschließliche Material zu einem so nachhaltigen Haß geben konnte, will mir doch nicht einleuchten —"

Junker setzte seine Pfeife nieder; die Röthe innerer Erregung brannte auf seinen Zügen. „Ich sagte Ihnen ja: So was kommt nicht von ungefähr. Die Bitterkeit, der heimliche Groll waren von Anfang an da. Viele Mauersteine setzen ein Bauwerk zusammen, und ein starkes, intensives Gefühl resultirt meistens aus vielen kleinen Ursachen. Wenn ich oben am Fenster meiner Stube sitze und nach dem weißen Gemäuer am Berg hinüberschaue, kommt ein ohnmächtiger Zorn gegen das Schicksal über mich. Warum ist das so in der Welt, daß das eine alles und das andere nichts haben muß! Warum wurde der da zeitlebens vom Schicksal sozusagen mit Zuckerpfeffernüssen gefüttert, während ich von Anfang an das harte Brot des armen Teufels knabbere. Ich bin meiner inneren Natur, meiner ganzen Veranlagung nach für ein anderes, besseres Milieu prädestinirt. Ich leide unter den engen, kleinlichen Verhältnissen, in die mich die Ungerechtigkeit des Schicksals hineindrückt. In früheren Jahren hätte ich manchmal die einengenden Wände der gottserbärmlichen Schulmeisterexistenz auseinander schieben, mir mit dem Ellenbogen Raum für mein intellektuelles Ausdehnungsbedürfniß schaffen mögen. Auch jetzt noch. Es ist ja etwas entsetzlich Niederdrückendes: dieser ewig aufreibende Kampf um's Dasein, die kleine Sorge um's Brot, dieses Deprimirende: „das kann ich mir nicht leisten, dazu bin ich zu arm —"

„Na, Magister! Der Kampf um's Dasein hat für Sie doch längst aufgehört. Und Vermögen haben Sie auch —"

„Mein Vermögen reichte gerade, um das Häuschen hier zu kaufen und auszubezahlen. Die sechzehntausend Mark von meiner seligen Frau sind aber für die Kinder festgelegt; die beiden ältesten Jungen haben ihren Antheil verstudirt, Hanni, der beim Herrn Senator Eßmann in Hamburg als Volontär ist, kostet auch noch ein Heidengeld, und Lisbeth bekommt ihren Theil als Aussteuer, wenn sie heirathet —"

Frau Immenthal hatte ihre Strickarbeit wieder aufgenommen; Masche auf Masche glitt über die hölzernen Nadeln.

„Das Schicksal ist in Wahrheit gar nicht so ungerecht, als wie die Leute es verschreien," sagte sie ernst, „ohne daß wir es ahnen, gleicht es manche anscheinende Ungerechtigkeit im Stillen aus. Ich für mein Theil glaube, daß der einsame Mann in seiner Marmorvilla, zwischen seinen Palmen und exotischen Vögeln alle Ursache hat, Sie zu beneiden. Sie sind ein glücklicher Mensch, Magister, ein beneidenswerther Mann, dem gar nichts auf der weiten Welt fehlt, als ein bischen mehr Zufriedenheit und Genügsamkeit. Ihre ältesten Söhne haben bereits gesicherte und auskömmliche Existenzen, Hanni wird es, so Gott will, auch zu etwas bringen, und Lisi braucht nur die Finger auszustrecken, um eine glückliche junge Frau zu werden — der Doctor Reitzner wartet offenbar nur auf eine kleine Ermuthigung ihrerseits —, also spätestens in ein paar Jahren sind Ihre Kinder alle wohlversorgt. Und Sie — Sie haben keine Schulden, keine Sorgen, ein eigenes Heim und ein sicheres Auskommen, sind gesund und rüstig, ja, lieber Magister, was wollen Sie denn eigentlich noch weiter?"

„Ich sage es Ihnen doch, Base Immenthal, ich tauge einmal nicht für die Beschränktheit der Verhältnisse, in denen ich leider ausharren muß. Genügsamkeit ist die Tugend kleiner Geister. Ich denke zu hoch von mir, um nicht anzunehmen, daß das Beste eben gut genug für mich wäre. Wenn ich die Hälfte von dem da oben seinem Mammon hätte, wüßte ich schon, was ich thäte. Zunächst schaffte ich meinen Kindern bessere Lebensstellungen. Dem Otto kaufte ich ein eigenes Sanatorium oder gäbe ihm die Mittel, sich in einer großen Stadt eine Praxis zu gründen. Hermann richtete ich eine zahnärztliche Klinik in Wiesbaden oder Frankfurt ein. Hanni müßte natürlich später ein eigenes Engrosgeschäft haben und —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Luftschweinchen.

Der „Matin" tischt seinen Lesern deutsche Leckerbissen auf.

Die deutsche Hungersnoth läßt die französische Hetzpresse nicht zur Ruhe kommen; sie malt die Zustände in Deutschland in den grellsten Farben, — die Folge davon ist eine höchst unterhaltende Lektüre . . . die französischen Sensationsartikel wirken erheiternd.

Der „Matin" geht in seiner bekannten Deutschenliebe — er liebt die Deutschen mit amerikanischer Neutralität — so weit, einen „Leitfaden für die deutsche Köchin" zusammenzustellen. Nicht, als ob er der deutschen Köchin an die Hand gehen will, er bemüht sich vielmehr seinen französischen Lesern durch dieses Kochbuch zu zeigen, wie miserabel die Deutschen leben. Aus allen Ecken und Winkeln deutscher Blätter werden zu diesem Zwecke alle möglichen Inserate, kleine Notizen und unmaßgeblche Vorschläge privater Personen, zumeist noch entstellt, zusammengesucht und zu einem „Ueberblick über die neuesten deutschen Erfindungen auf dem Gebiete der Nahrungsmittelchemie" verwerthet, der darthun soll, mit welch kümmerlichen Surrogaten die Deutschen knapp ihr Leben zu fristen gezwungen sind. In einer Aufzählung der verschiedensten Ersatzmittel ist der „saftige Fasanenbraten aus Kartoffelschalen, alten Schweineknochen und aufgewärmtem Gulasch" noch verhältnißmäßig harmlos zu nennen. Aber daß die armen Boches ihre Speisen nun gar mit — Maikäferfett braten sollten, das zu glauben dürfte doch selbst einem nur noch auf allerstärkste Sensationen reagirenden „Matin"-Leser etwas viel zugemuthet sein. Und doch beweist es ihm der Korrespondent des Blattes zwingend. In Nr. 55-56 der „Chemiker-Zeitung" vom 6. Mai d. J. hatte nämlich ein Herr Rabow aus Lausanne in einer Zuschrift an die Redaktion auf den Fettgehalt der so schädlichen Maikäfer hingewiesen und dessen etwaige Ausnutzung, selbstverständlich für technische Zwecke, zur Erwägung empfohlen. An diese Zuschrift schloß sich räumlich unmittelbar eine Bekanntmachung der Futtermittelzentrale in Wien, die die von Landwirthen seit jeher geübte Einsammlung und Verwerthung der Maikäfer als Futtermittel für Hühner und sonstiges Geflügel sowie auch als Beifutter zu Kartoffeln für Schweine empfahl und sich zum Ankauf der gesammelten Käfer zum Preise von einer Krone für das Kilo bereit erklärte. Das genügte dem findigen Korrespondenten, um mühelos den gewünschten Zusammenhang herzustellen. Die Zuschrift bezieht sich für ihn selbstverständlich auf die menschliche Ernährung, aus der Futtermittelzentrale wird einfach eine „Wiener Gesellschaft" gemacht, deren Anzeige, wenn sie auch auf die Verwerthung der Maikäfer als Viehfutter hinweise, doch unbedingt den Anschein erwecke, als sollten die Thiere in erster Linie für einen anderen Zweck nutzbar gemacht werden, zumal die Anzeige unmittelbar auf den Vorschlag des erwähnten Herrn folgte.

„Und das würde mich doch beunruhigen, wenn ich ein Boche wäre", meint der Korrespondent, „denn was können Kartoffeln oder Grundlinge noch taugen, die in Maikäferfett gebraten sind!" Und er schließt wörtlich: „Die deutsche Sprache, die ja so gern und häufig neue Worte prägt, wird nun wohl in Kürze um einen wohlklingenden Ausdruck bereichert werden, der die Maikäfer mit einem neuen Namen belegen und sie wahrscheinlich als „die köstlichen Luftschweinchen" bezeichnen wird."

Arme Franzosen, die sich solchen Unsinn auftischen lassen, der zweifellos noch unverdaulicher ist als „in Maikäferfett gebratene Kartoffeln und Gründlinge"!

Alb. Lebuhn
Auktionator
Phone No. 5672-J.
127 westliche Locust Straße.
Davenport, Iowa.

Aerzte und Apotheker

Hinkt herein und geht hinaus.
C. A. BOWMAN,
Wundarzt, Chiropodist,
Hühneraugen, „Bunions" und eingewachsene Nägel kurirt ohne Schmerzen oder Blutverlust. Zehn Jahre Erfahrung.
306½ W. 2. Str., Davenport, Iowa.
Erste Thür westlich von der Iowa Nat'l Bank.

Dr. J. S. Weber
1525 Washington Straße,
Tel. 728-L-1.
Allgemeiner Wundarzt und Konsultationen. Krankheiten Magens, Nieren, und Nervensystem.
Sprechstunden: 11 bis 12— 1 bis 3 — 7 bis 8 Uhr.

Dr. B. H. Schmidt
Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer
Davenport Savings Bank-Gebäude.
Office: Zimmer 27, 28.
Tel.: Davenport 758.
Wohnung: 724 Warren Straße.
Tel.: Davenport, 758 L. 3.
Sprechstunden: 10-12 V., 4-5 Nachm.

DR. F. NEUFELD,
Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer
Office und Wohnung: 1506 w. 3. St.
Tel.: Davenport 4125.
Sprechstunden: 11—12 Uhr Vormittags, 3-5 Uhr Nachmittags und 7-8 Uhr Abends.

Phone 5753-J.
Dr. C. M. Stephens
Zahnarzt
20—21 im Gebäude der Ersten National-Bank, Davenport, Ia.

Dr. Karl Vollmer,
Spezialist für Augen-, Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten.
Schmidt-Gebäude, Zimmer 38 und 39,
Sprechstunden:
8-11 Vorm., 2-4 Nachmittags, Telephon, Haus und Office: No. 678.

Dr. H. Matthey. Telephon 345 — Dr. W. A. Matthey Telephon 336
DRS. MATTHEY
Aerzte, Wundärzte u. Geburtshelfer
Office: Putnam Bldg., 701-702, 7. Flur.
Office-Telephon: No. 402.